

---

**Freikirchliche Perspektiven**  
**Forschungsberichte und Aufsätze**

---

## Die Chancen der Freikirchen in der religiösen Welt Deutschlands im 19. Jahrhundert<sup>1</sup>

*Hartmut Lebmann*

Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Jubiläum. Ich kann sehr wohl verstehen, dass Sie stolz auf Ihre lange und außergewöhnliche Geschichte sind. So empfinde ich es als ein besonderes Privileg, dass ich heute zu Ihnen sprechen darf. Ich möchte nicht verschweigen, dass ich keiner Freikirche angehöre. Vor langer Zeit, 1952/53, habe ich als Austauschstudent aber ein Jahr in den USA in einer baptistischen Familie verbracht und habe dieses Jahr in guter Erinnerung. Bitte verstehen Sie es, wenn ich in meinem Vortrag auf Ihre eigentliche Geschichte nicht näher eingehen werde. Da gibt es viele Personen, auch hier im Raum, die diese Geschichte sehr viel besser kennen als ich. Was ich Ihnen dagegen darlegen möchte, das ist der weitere Kontext, das sind die größeren historischen Zusammenhänge, die bei der Entstehung der Freikirchen im Deutschland des 19. Jahrhunderts eine Rolle spielten. Und worauf es mir dabei vor allem ankommt, was ich zu erklären versuche, das sind die Gründe, warum es Freikirchen im Deutschland des 19. Jahrhunderts so schwer hatten, sich zu etablieren.

Um mich diesem Thema, also dem 19. Jahrhundert, zu nähern, richte ich zunächst einen Blick auf das 18. und dann auf das 20. Jahrhundert, und zwar einen vergleichenden Blick auf die jeweiligen religiös-kirchlichen Verhältnisse in Deutschland und in Amerika.

Beginnen wir mit dem 18. Jahrhundert. Was heute kaum noch jemand weiß, das ist die Tatsache, dass die religiös-kirchlichen Verhältnisse in der Alten und in der Neuen Welt damals kaum unterschiedlich waren. Kirchliche Angelegenheiten waren Sache der Einzelstaaten, im Alten Reich ebenso wie in den britischen Kolonien in Nordamerika. Die Anglikaner dominierten in Virginia, die Katholiken in Maryland, die Presbyterianer in Massachusetts, die Kongregationalisten in Rhode Island, ebenso wie die Katholiken in Bayern, in Mainz und Köln oder die Protestanten in Württemberg, in Hamburg und Bremen. Gewiss: fast überall gab es mehr oder weniger geduldete konfessionelle Minderheiten. Die Regierungen der Einzelstaaten bestimmten jedoch das Maß der Toleranz diesen Minderheiten gegenüber ebenso, wie sie die Mehrheitsreligion mit Privilegien ausstatteten. Ohne

<sup>1</sup> Dieser Vortrag wurde aus Anlass des 175-jährigen Bestehens der örtlichen Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde (Baptisten) am 11. November 2012 in der Kreuzkirche zu Oldenburg i. O. gehalten. Für die Drucklegung wurde die Form des mündlichen Vortrages beibehalten.

Zweifel waren die religiös-kirchlichen Verhältnisse im Alten Reich und in den britischen Kolonien in Nordamerika in vielerlei Hinsicht unterschiedlich. Was die rechtliche Lage der Kirchen angeht, bestanden zwischen diesen beiden Ländern aber keine prinzipiellen Unterschiede.

Ganz anders ist die Lage im 20. Jahrhundert. Alle Beobachter, auch alle Religionssoziologen sind sich einig, dass die Vereinigten Staaten von Nordamerika heute zu jenen Ländern der Welt gehören, in denen besonders viele Menschen zur Kirche gehen, während umgekehrt Deutschland zu jenen Ländern zählt, in denen der Kirchgang besonders stark zurückgegangen ist. Die Experten sprechen, wenn sie die religiöse Lage in Deutschland beschreiben, von Säkularisierung und von Entkirchlichung, für bestimmte Distrikte in Deutschland im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert sogar von Dechristianisierung.

Warum kam es zu derart gravierenden Unterschieden? Warum besucht heute mehr als die Hälfte der Amerikaner jeden Sonntag einen Gottesdienst, während ein Drittel der Deutschen inzwischen der Kirche den Rücken gekehrt hat und von den verbleibenden zwei Dritteln im Falle der Katholiken nur noch etwa zehn Prozent ein engeres Verhältnis zur Kirche haben und im Falle der Protestanten im besten Falle nur noch etwa fünf Prozent?

Für diese Entwicklungen gibt es eine Reihe von Erklärungen. In der Wissenschaft hat eine bestimmte Erklärung besondere Resonanz gefunden, und zwar die Erklärung, die die religiös-kirchliche Situation in den USA als Markt beschreibt: Wie auf einem Markt werde dort von verschiedenen Kirchen der Glaube angeboten, wie Konsumenten wählten die Gläubigen aus, zu welcher Kirche sie gehen wollten, mit dem Resultat, dass besonders viele sich für eine Kirchenmitgliedschaft entscheiden. Konkurrenz belebe auch auf dem Gebiet der Religion das Geschäft. Die Grundvoraussetzungen für diesen Markt wurden unmittelbar nach dem Sieg im Unabhängigkeitskrieg gegen Großbritannien im späten 18. Jahrhundert geschaffen: erstens die konsequente Trennung von Kirche und Staat, zweitens die völlige Religionsfreiheit und drittens das Recht auf Freizügigkeit.

Diese drei Grundvoraussetzungen führten wiederum zu drei Konsequenzen. In den USA wurde an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erstens den Kirchen das Monopol, über kirchliche Angelegenheiten in bestimmten Territorien verfügen zu können, genommen; die Kirchen wurden zweitens gezwungen, alle anderen Kirchen und alle anderen Religionsgemeinschaften als gleichberechtigt anzuerkennen; und drittens wurde die Zwangsmitgliedschaft in einer bestimmten Kirche aufgehoben mit dem Ergebnis, dass sich alle Kirchen als Freiwilligkeitskirchen organisieren mussten. Bei den amerikanischen Historikern hat sich für diese neue Form von Kirchen seit langer Zeit der in deutschen Ohren immer noch etwas ungewöhnliche Begriff der Denomination eingebürgert.

Ich blicke noch einen Moment auf die religiöse Lage in den USA, ehe ich zu meinem eigentlichen Thema komme, nämlich dem Versuch, die Chancen – beziehungsweise die durchaus begrenzten Chancen – der Freikirchen im Deutschland des 19. Jahrhunderts zu beschreiben. Denn die Entwicklung in den USA ist faszinierend. Mehr Personen als je zuvor engagierten sich dort im Laufe des 19. Jahrhunderts aktiv im religiösen Leben, die städtische Bevölkerung nicht weniger als die ländliche, in den alten Siedlungsgebieten an der Ostküste nicht weniger als an der Siedlungsgrenze, der *Frontier*. Soziale und humanitäre Angelegenheiten wurden in einer ganzen Serie von Kampagnen von den Angehörigen der verschiedenen Denominationen in die Öffentlichkeit getragen, von der Bekämpfung der Prostitution und des Alkohols bis hin zur Abschaffung der Sklaverei. Eifrig wurde für die äußere Mission und für die Unterstützung von Bibelgesellschaften geworben. Schließlich: die überwiegende Zahl der Neueinwanderer, und das waren Millionen, fand Zugang zum Leben in den verschiedenen Kirchengemeinden, nicht zuletzt, weil es die Kirchengemeinden waren, die den neuen Bürgern halfen, sich zurechtzufinden. Historiker sprechen von der Christianisierung Amerikas im 19. Jahrhundert, sie meinen damit die eigentliche und nachhaltige Christianisierung dieses weiten Kontinents.

In der Periode, in der es Freikirchen so schwer hatten, sich in Deutschland zu etablieren, waren die Freikirchen der eigentliche Motor bei der Verbreitung des Christentums in den Vereinigten Staaten, allen voran die Methodisten und die Baptisten. Die religiösen Kräfte der Erweckungsbewegung, des *Second Great Awakening*, flossen hinein in einen vitalen religiösen Pluralismus; zugleich verstanden sich alle christlichen Kirchen in Amerika als „amerikanische Kirchen“, da ihre Vertreter sehr wohl wussten, wie sehr sie von den Wohltaten der neuen demokratischen Regierungsform und von der offenen Gesellschaftsform profitierten.

Wie ganz anders war die Situation im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Dafür gibt es eine ganze Reihe von Gründen. Wenn Freikirchen im Deutschland des 19. Jahrhunderts immer wieder behindert wurden, wenn sie immer wieder auf große Schwierigkeiten stießen, dann lag das zunächst und vor allem daran, dass in den Territorien, die sich 1815 im Deutschen Bund zusammengeschlossen hatten, Staat und Kirche nicht getrennt waren, dass die jeweilige Obrigkeit in Fragen der Religion nach wie vor die letzte Entscheidung beanspruchte, dass also kein Recht auf Religionsfreiheit bestand, und schließlich daran, dass auch die Freizügigkeit behindert wurde. Dazu kamen nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 weitere Behinderungen wie eine immer striktere Zensur, die auch Religionsdinge betraf, oder Beschränkungen der Versammlungsfreiheit. Gewiss: nicht alle einzelstaatlichen Regierungen waren in diesen Dingen besonders strikt. Manche erlaubten, dass sich Personen zu religiösen Zwecken privat versammelten, also eine Art von Privatgottesdienst abhielten. Diese Versammlungen wurden

aber ausdrücklich nur toleriert, und ihre Duldung konnte jederzeit widerrufen werden.

Nur für eine kurze Zeit, in der Mitte des Jahrhunderts, schienen sich die Verhältnisse zu bessern. Die in der Paulskirche versammelten Abgeordneten bekannten sich mit großer Mehrheit zur Versammlungsfreiheit ebenso wie zur Religionsfreiheit. Seit dem Frühjahr des Jahres 1849 setzte aber die Reaktion ein und damit in den meisten Territorien die Rückkehr zur alten Lage. In der Verfassung des kleindeutschen Kaiserreichs von 1871 fehlte ein Katalog mit Grundrechten. Nach wie vor hatten religiöse Minderheiten für ihre Versammlungen keine Rechtsbasis und wurden nur toleriert. Das elementare Recht auf Religionsfreiheit konnte immer noch nicht eingeklagt werden. Zugleich ist jedoch zu konstatieren, dass es für die Regierungen in den Einzelstaaten, die in Religionsfragen das letzte Wort hatten, in den folgenden Jahrzehnten immer schwieriger wurde, religiöse Uniformität zu erzwingen. Im Zuge der Urbanisierung und einer immer stärkeren Binnenwanderung verschwanden Schritt für Schritt die bis dahin religiös-konfessionell homogenen Gebiete. Immer mehr Protestanten lebten nun in traditionell katholischen Gegenden und umgekehrt. Vor 1914 hätte aber weder eine protestantische noch eine katholische Regierung daran gedacht, aktiv eine Politik des religiösen Pluralismus zu verfolgen. Für Mitglieder von Freikirchen war es zudem praktisch unmöglich, sich in einem traditionell katholischen Ort niederzulassen und zu versammeln.

Karl Heinz Voigt hat in seinem ausgezeichneten Band über die Freikirchen in Deutschland im 19. und im 20. Jahrhundert<sup>2</sup> geschildert, wie prekär die rechtliche Lage der Freikirchen das ganze 19. Jahrhundert hindurch war. Gewiss, auf unterschiedliche Weise konnten die Freikirchen in den einzelnen Territorien Fuß fassen. Das weltoffene Bremen war aufgeschlossener als das von zahlreichen Konfessionskonflikten belastete Preußen, das wiederum deutlich offener für Mitglieder von Freikirchen war als beispielsweise Bayern. Von Land zu Land und von Fall zu Fall musste aber entschieden werden, wie freikirchliche Gemeinden sich für ihre Versammlungen und ihren Besitz wenigstens ein gewisses Maß an Sicherheit verschaffen konnten. Wenn Anzeigen erfolgten, trat sofort die Polizei in Erscheinung. Betsäle und Kapellen wurden als Privatbesitz deklariert. In anderen Fällen waren es in Deutschland lebende amerikanische Staatsbürger, die den Rechtsstatus von Gemeindebesitz sicherten. In seltenen Fällen kam es sogar auch zur Bildung von Aktiengesellschaften. Voigts unmissverständliches, zugleich vorsichtiges Fazit: „Das Leben und Wirken der Freikirchen in Deutschland war im 19. Jahrhundert von vielen Unwägbarkeiten begleitet.“ Ich bin etwas deutlicher: Wenn man voraussetzt, dass sich Deutschland als ein christliches Land verstand, war das, was damals den Freikirchen, ihren Predigern

---

<sup>2</sup> *Karl Heinz Voigt*, Freikirchen in Deutschland (19. und 20. Jahrhundert), KGE III/6, Leipzig 2004.

und ihren Mitgliedern zugemutet wurde, eine untragbare, eine unwürdige Situation.

In der Literatur zur Geschichte der Freikirchen in Deutschland finden diese rechtlichen Aspekte besondere Beachtung. Das ist auch durchaus richtig. Nach meiner Einschätzung sollten aber auch andere Gründe für die Benachteiligung freikirchlich gesinnter Gruppen im Deutschland des 19. Jahrhunderts beachtet werden. Ich nenne erstens die intolerante Haltung der in der Verwaltung vieler Territorien arbeitenden Spätaufklärer in Sachen Religion; zweitens die kontinuierliche Auswanderung der religiösen Dissidenten; drittens die Herausbildung von besonderen gesellschaftlichen Milieus, in denen Personen mit einem schlichten Bibelglauben verachtet wurden; viertens die Auswirkungen der fortdauernden Konkurrenz zwischen Protestanten und Katholiken; fünftens die besondere Rolle der Erweckungsbewegung in Deutschland und insbesondere der Pietisten; ich nenne weiterhin sechstens den rasch um sich greifenden Nationalismus und die damit einhergehende Xenophobie, also die Fremdenfeindschaft; siebtens die pejorative umgangssprachliche Verwendung des Begriffs Sekte und achtens das sehr negative Bild, das von der offiziellen Geschichtsschreibung über die Täufer des 16. Jahrhunderts verbreitet wurde. Nicht alle diese Faktoren besaßen das gleiche Gewicht. Es lohnt sich jedoch, sie der Reihe nach zu prüfen und zu erklären.

Zunächst zu dem Komplex, den ich als die intolerante Haltung der Spätaufklärer in Sachen Religion bezeichne. Mit Ausbruch der Französischen Revolution war das Zeitalter der Aufklärung nicht vorbei. Im Gegenteil: man kann sogar sagen, dass mit einer gewissen Zeitverzögerung viele Ideen der Aufklärung erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in breiteren Schichten Resonanz fanden, und zwar vor allem bei jenen Beamten, die in der Verwaltung der nach wie vor autoritär regierten Einzelstaaten des Deutschen Bundes wirkten. Aufklärung hieß für sie nicht nur Rationalismus, Effizienz und Zentralisierung der bürokratischen Abläufe, Aufklärung hieß für sie vielmehr auch Verachtung eines einfachen Bibelglaubens und somit die Verachtung und in der Folge auch Drangsalierung jener Personen, bei denen sie einen solchen Glauben vermuteten. Das waren für sie Gegner des wirtschaftlichen und politischen Fortschritts, es waren für sie die ewig Gestrigen, die nicht begriffen, welche Segnungen die Aufklärung gebracht hatte. Dass diese Personen in vielen Fällen Kontakte nach Amerika hatten, half ihnen nicht. Im Gegenteil. Darauf werde ich zurückkommen.

Welche Bedeutung besaß nun der zweite Punkt, den ich genannt habe, nämlich die kontinuierliche Auswanderung religiöser Dissidenten? Dass im Laufe des 19. Jahrhunderts Millionen von Deutschen in die Neue Welt auswanderten, ist seit langem bekannt. Dazu gibt es detaillierte Studien. In diesen Studien wird immer wieder auf die weit verbreitete Armut, den Pauperismus, hingewiesen und auf die wirtschaftliche Attraktion, die die Vereinigten Staaten ausübten. Dort gibt es Land, dort lockt Wohlstand, so

hieß es in den Schriften, in denen Auswanderer angeworben wurden. Was in der Forschung meines Erachtens aber nicht genügend betont wird, ist die Tatsache, dass eben nicht nur im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert viele religiöse Dissidenten auswanderten, sondern auch im 19. Jahrhundert. Am bekanntesten sind die sogenannten Altlutheraner, die sich in den 1830er und 1840er Jahren entschlossen, ihre Heimat zu verlassen. Die meisten wanderten in den Mittleren Westen der Vereinigten Staaten aus, manche auch nach Australien. Daneben gab es jedoch das ganze 19. Jahrhundert hindurch zahlreiche weitere, meist kleinere Gruppen von Auswanderern, die nicht primär aus wirtschaftlichen Gründen emigrierten, sondern aus religiösen. Irgendwann war für sie der Punkt gekommen, wo sie die ständige Drangsalierung durch die Behörden nicht mehr ertrugen. Hätten Freikirchen in Deutschland die Möglichkeit gehabt, sich ohne obrigkeitliche Beschränkungen zu entfalten, dann wären die meisten dieser religiös motivierten Auswanderer wahrscheinlich in Deutschland geblieben und hätten dort die Reihen der Mitglieder in den Freikirchen verstärkt. So wie die Dinge waren, trugen sie aber zur Stärkung der religiösen Vielfalt und des religiösen Lebens in der Neuen Welt bei. Ich bin der Überzeugung, dass dieser Aderlass nicht nur kurzfristig, sondern langfristig zur Schwächung des Christentums in Deutschland beigetragen hat.

Nun einige Worte zur Herausbildung der besonderen gesellschaftlichen Milieus, in denen Personen mit einem schlichten Bibelglauben verachtet wurden. Im 19. Jahrhundert kann ich zwei solche Milieus identifizieren: zum einen den kulturprotestantischen Liberalismus mit seiner Vorliebe für eine klassische Bildung, zum anderen die sozialistische Bewegung mit ihren eigenen Theorien über den Ablauf und die Zukunft der Weltgeschichte. Für Protestanten mit einem Anspruch auf Bildung, also für die typischen protestantischen Bildungsbürger, gehörte es dazu, dass sie ihre Kinder auf humanistische Gymnasien schickten. Sie sollten mit der Literatur und Philosophie der Griechen und der Römer vertraut gemacht werden. Latein und Griechisch sollten sie lernen und damit auch den Zugang zur Welt der Werte in der antiken Welt. In den Regalen dieser Bildungsbürger standen Gesamtausgaben der Werke von Goethe und Schiller. Die Feiern zu Goethes 100. Geburtstag im Jahre 1849 gingen zwar etwas im Revolutionsgeschehen unter. Umso größer wurde dann Schillers 100. Geburtstag zehn Jahre später, 1859, gefeiert. Schillers Pathos speiste sich, so schien es, aus dem antiken Erbe, und von dieser Welt gab es keine Brücken, keine Verbindungen zur Lebens- und Glaubenswelt der ersten methodistischen und baptistischen Gemeinden, die seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts in Deutschland entstanden.

Ebenso weit waren aber auch die Zirkel entfernt, in denen sich seit den 1840er Jahren immer mehr sozialistische Arbeiter versammelten. Gewiss, es ist bekannt, dass viele Frauen der Arbeiter, die in der sozialistischen Bewegung aktiv wurden, nach wie vor treu und brav die Kirche besuchten. Die

Männer jedoch, die sich für die Ideen von Wilhelm Weitling, von Ferdinand Lasalle und später von Karl Marx und Friedrich Engels begeisterten, von denen einige zudem vorübergehend im Exil in Frankreich waren und dort ganz neue Formen von Freiheit kennengelernt hatten, lebten in einer anderen politischen und geistigen Welt. Der Historische und Dialektische Materialismus erklärte ihnen, wie die Weltgeschichte entstanden war. Die Manifeste ihrer politischen Führer zeigten ihnen den Weg in eine angeblich bessere, gerechtere Zukunft. Da sie von den konservativen Kirchenführern nichts hielten, lehnten sie aus Prinzip Freikirchen zwar nicht ab. Freikirchen waren für sie aber der falsche Weg, um die verfahrenere Situation in Deutschland wieder aufs richtige Gleis zu bringen.

Vor allem das bildungsbürgerliche Milieu hatte im Hinblick auf die Chancen der Freikirchen eine negative Funktion: Es verstärkte auf subtile Weise die geistige Arroganz gegenüber den Menschen, die sich zu den Ideen der Freikirchen bekannten, und minderte damit auch deren gesellschaftliche Akzeptanz. Wer sich einer Freikirche anschloss, war in bildungsbürgerlichen Augen ein gesellschaftlicher Außenseiter und konnte auf keine Karriere hoffen, weder im öffentlichen Dienst noch in der Schule oder an den Universitäten.

Zur besonderen religiös-politischen Situation in Deutschland und damit auch zur besonderen Lage der Freikirchen gehörte ferner die auch im 19. Jahrhundert fortdauernde Konkurrenz zwischen Katholiken und Protestanten. Man kann sogar sagen, dass diese Konkurrenz seit den 1820er Jahren schärfer war als in den Jahrzehnten vor 1789. Im Alten Reich waren die Konflikte zwischen Katholiken und Protestanten durch den Augsburger Religionsfrieden von 1555 und durch den Westfälischen Frieden von 1648 mit Hilfe der Formel *cuius regio eius religio* weitgehend neutralisiert worden. Das heisst, die Landesherren bestimmten die Religion ihrer Untertanen.

Seit dem Ende des Alten Reichs im Jahre 1806 war aber eine neue Situation entstanden. Die Katholiken hatten aufgrund der umfangreichen Säkularisationen in den Jahren um 1803 weitreichende und schmerzhaft e Einbußen hinnehmen müssen. Im Rheinland sahen sie sich wenige Jahre später, in den 1830er Jahren, als Opfer einer unnachdsichtig agierenden preussischen Konfessionspolitik, wiederum einige Jahrzehnte später, nach Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1870/71, als Opfer der scharf antirömischen Bismarckschen Gesellschafts- und Kulturpolitik, die unter dem Namen Kulturkampf in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Umgekehrt fürchteten zahlreiche führende Protestanten die angeblichen Umtriebe des von Rom bestimmten Katholizismus. Im 19. Jahrhundert erreichte im protestantischen Deutschland deshalb der Kult um den antirömischen Helden Martin Luther bis dahin ungeahnte AusmaÙe. Als 1883 der 400. Geburtstag von Luther im ganzen protestantischen Deutschland gefeiert wurde, betonten die Redner, Luther habe die Machenschaften des Papstes aufgedeckt. Luthers Vermächtnis besitze auch für ihre Zeit, also für das ausgehende 19.

Jahrhundert, eine geradezu existentielle Bedeutung. Ich kann auf diese Dinge hier nicht näher eingehen. Was in unserem Zusammenhang aber wichtig ist, das sind die Auswirkungen dieser andauernden konfessionellen Konflikte. Denn in dem aufgeheizten konfessionellen Klima des 19. Jahrhunderts – ein jüngerer Kollege, Olaf Blaschke, hat zu Recht vor einigen Jahren von einem zweiten konfessionellen Zeitalter gesprochen –, in diesem aufgeheizten konfessionellen Klima bestand auf keiner Seite eine Bereitschaft, neue religiöse Gruppierungen zu tolerieren. Diese gerieten, wenn sie öffentlich in Erscheinung traten, gewissermaßen zwischen die konfessionellen Fronten.

Besonders schwierig ist es, die besondere Rolle der Erweckungsbewegung in Deutschland und insbesondere diejenige der Pietisten im Verhältnis zu den Freikirchen zu beschreiben. Denn eigentlich müsste man annehmen, dass es zwischen den Pfarrern und den Gläubigen, für die sich in der Geschichtsschreibung der Begriff Erweckungsbewegung eingebürgert hat, und den Vertretern der Freikirchen viele Gemeinsamkeiten hätte geben können. Beide Seiten wussten, wie wichtig es war, die Bibel zu lesen. Beide unterstützten deshalb die Verbreitung von Bibeln und die Bibelgesellschaften sowie auch die Sonntagsschulen. Für beide Seiten war die Hinwendung zu den Opfern der Gesellschaft, die aus irgendwelchen Gründen in Not geraten waren, Christenpflicht. Einige, freilich nicht alle der führenden Mitglieder in der Erweckungsbewegung, hatten Kontakte zu christlichen Geschwistern in Großbritannien und den USA. Man hätte also erwarten können, dass sie auch besonders den Kontakt zu jenen Christen in Deutschland suchten, die Mitglieder in einer Freikirche waren. Solche Kontakte waren aber selten und führten nicht dazu, dass von Seiten der Erweckungsbewegung nachdrücklich die Anliegen der Freikirchen unterstützt wurden. Warum war das so?

Wenn ich nach einer Antwort auf diese Frage suche, stoße ich immer wieder auf die in kirchenpolitischen Fragen ambivalente Haltung der Pietisten. Denn seit ihren Anfängen im ausgehenden 17. Jahrhundert konnten sich die Pietisten nicht entscheiden, ob sie die in den einzelnen Territorien des Alten Reiches seit dem 16. Jahrhundert bestehenden Kirchen reformieren und damit die Angelegenheiten dieser Kirchen auf eine konstruktive Weise mittragen oder ob sie sich von diesen separieren wollten. So gab es auch im 19. Jahrhundert in Deutschland aus dem Mund und aus der Feder von Pietisten immer wieder viel Kritik am Kurs der Kirchenleitungen. Die Pietisten des 19. Jahrhunderts konnten sich aber – anders als etwa in den Niederlanden – nicht entscheiden, die traditionellen Landeskirchen zu verlassen und eine eigene Kirche, eben eine Freikirche, zu gründen. Ob sie es wollten oder nicht, sie unterstützten damit die gegenüber den Freikirchen ablehnende Haltung der Landeskirchen.

So kam es im 19. Jahrhundert zu einer seltsamen Situation: Erweckte und Pietisten unterstützten oft die gleichen Anliegen wie die Freikirchen

auf eine durchaus ähnliche Weise: Sie waren aktiv in Sonntagsschulen und Kindergottesdiensten, in Jünglingsvereinen und Jugendgruppen, in der Diakonie und bei der Evangelisation, in der Mission und beim Gebet, man könnte auch sagen: Sie widmeten sich auf ähnliche Weise der Heiligung und der Gemeinschaft der Christen. Trotzdem fanden sie aber nur selten, wenn überhaupt, zusammen, da die Erweckten in den Landeskirchen blieben, während die Freikirchen ein eigenes Leben führten und sowohl von den Kirchenleitungen wie auch auf lokaler Ebene nicht selten wie ein Fremdkörper behandelt wurden.

Damit kommen wir direkt zu einem weiteren Aspekt, der einen Grund dafür hergibt, dass es die Freikirchen im Deutschland des 19. Jahrhunderts so schwer hatten; man kann ihn möglicherweise nicht hoch genug bewerten. Es ist der rasch um sich greifende Nationalismus in Kreisen des deutschen Protestantismus. Bereits in den Kriegen gegen Napoleon waren nationale Gefühle wie Flammen aufgelodert. Zwar hatte Metternich versucht, diese Flammen auszutreten, doch ohne Erfolg. Die Glut nationaler Gesinnung bestand weiter, und wenn sich in den folgenden Jahrzehnten ein Anlass bot, entstand aus dieser Glut wieder ein Feuer, das rasch um sich griff. 1840 waren die Franzosen das Ziel nationalistischer Erregung. Selbst in den Diskussionen der Paulskirchenversammlung spielten, was oft vergessen wird, nationale Gefühle eine wichtige Rolle. Die Dänen wurden damals diffamiert und immer wieder und erneut die Franzosen. Den guten, warmherzigen Deutschen standen angeblich die im Herzen bösen, tückischen Welschen gegenüber und was dergleichen Vorurteile mehr sind. Die Liste solcher Ressentiments ist höchst unerfreulich.

Lange Zeit galten die Aversionen allem Römischen, Lateinischen, Welschen. Das war der Stoff, aus dem der Lutherkult des 19. Jahrhunderts erwuchs. Großbritannien und die Vereinigten Staaten wurden zunächst nicht auf die gleiche Weise diffamiert. Einige Protestanten schlossen sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts der in London gegründeten Evangelischen Allianz an, und der preußische König Friedrich Wilhelm IV. holte 1857 eine der Versammlungen der Evangelischen Allianz sogar nach Berlin. Die angelsächsische Welt war und blieb vielen Deutschen aber suspekt. Die Obrigkeiten sahen mit Misstrauen, wie viele ihrer Untertanen nach Amerika emigrierten. Unternehmer blickten mit Neid auf die prosperierende Wirtschaft in England und Amerika. Deutsche Gelehrte glaubten, sie seien ihren Kollegen in der angelsächsischen Welt weit überlegen. Im Zeichen von Thron und Altar wusste man zudem nicht, was man mit der neuen religiösen Freiheit der Denominationen anfangen sollte. Als seit den 1870er Jahren Prediger aus der Neuen Welt nach Deutschland kamen, wo sie auf große Resonanz stießen, wuchs dieses Misstrauen noch einmal. Es verletzte das Ehrgefühl deutscher Protestanten, wenn Deutschland auf diese Weise zum Missionsland wurde.

In den letzten Jahren haben Karl Heinz Voigt und Andrea Strübind dargelegt, mit welchen Vorurteilen die Angehörigen der Freikirchen in dieser Situation konfrontiert wurden. Ihre Gemeinschaften seien ein fremdartiges Gewächs, das man nicht auf deutschem Boden einpflanzen dürfe und das auf deutschem Boden auch nicht wachsen werde, wurde argumentiert. Die Kirche Luthers bedürfe keiner Stärkung aus Ländern, in denen die Sekten dominierten. Auch die erweckten Konservativen, die sich in den späten 1880er Jahren im Gnadauer Gemeinschaftsverband zusammenschlossen, hielten treu zu Kaiser und Reich und lehnten auswärtige Einflüsse ab. Das waren, wie mir scheint und wie man damals vielleicht hätte doch schon wissen können, Weichenstellungen von langfristiger, zugleich tragischer Konsequenz. Denn als sich in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg ökumenisch gesinnte Christen aus Großbritannien und den USA bemühten, den Weltfrieden zu bewahren, indem sie beispielsweise den mit den beiden Haager Konferenzen eingeleiteten Friedensprozess unterstützten, fanden sie bei deutschen Protestanten nur wenig Hilfe. Gewiss, einige Begegnungen kamen zustande, so etwa 1908, als gegenseitige Besuche von Protestanten aus Deutschland und Großbritannien arrangiert wurden. Als 1914 der Ernstfall eintrat, war es für die deutschen Protestanten aber klar, dass die Verteidigung des Vaterlandes ihre erste und heiligste Pflicht sei.

Lassen Sie mich einen Augenblick spekulieren. Man könnte nämlich argumentieren, dass es 1914 nicht zum großen Krieg und in der Folge zur katastrophalen Hetze gegen die Feinde, insbesondere auch gegen das perfide Albion, wie die Engländer genannt wurden, und all den weiteren katastrophalen Entwicklungen gekommen wäre, wenn schon im 19. Jahrhundert eine feste und von Leben erfüllte Allianz zwischen allen überzeugten Christen der westlichen Welt entstanden wäre, eine Allianz, die sich nicht in jährlichen Treffen von einigen Delegierten erschöpfte, sondern eine Allianz, deren Mitglieder bereit und in der Lage gewesen wären, einen großen Konflikt zu verhindern. Nun mag man dieser Überlegung entgegenhalten, dass auch die Sozialisten im Sommer 1914 bei der Bewahrung des Friedens versagten und die internationalen Adelshäuser und die Monarchen aller Länder ohnehin. Dem würde ich entgegenen, dass ich von Christen etwas mehr erwarte. Die Ausgrenzung der Freikirchen in Deutschland und deren Marginalisierung ist somit ein Thema von weitreichender Bedeutung.

Dass im Deutschen der Begriff „Sekte“ umgangssprachlich ein Schimpfwort war, trug nicht zur Besserung der Lage bei. Häufig wurde im 19. Jahrhundert nicht nur von Sekten gesprochen, sondern von Sektierern und sektiererischen Umtrieben. Da war man in Gedanken schon sehr nahe bei revolutionären Umtrieben, also bei jenen unzuverlässigen Personen, die angeblich Staat und Gesellschaft, Kirche und Sittlichkeit untergruben. Der linke Flügel der Reformation hatte schon unter diesen Vorurteilen leiden müssen und die radikalen Pietisten ebenso, die als Separatisten diffamiert wurden. Insbesondere die Lutheraner des 19. Jahrhunderts betrachteten die

Angehörigen der Freikirchen, so scheint es, nicht zuletzt als Nachkommen eben jener Radikalen vom linken Flügel der Reformation und der separatistischen Pietisten. Es war also dem deutschen Protestantismus nicht gelungen, so glaubten sie, sich dieser Unruhe stiftenden Elemente zu entledigen. Schlimmer noch: Nun erhoben sie sogar den Anspruch, die vom wahren Christentum entfremdeten Deutschen zu missionieren und zu sammeln. Die Gebildeten unter den Protestanten wurden in ihren Vorurteilen außerdem durch die Wissenschaft bestärkt. Denn Gelehrte wie Ernst Troeltsch und Max Weber stellten in ihrer kirchensoziologischen Typologie fatale Weichen: Anstatt von Freiwilligkeitskirchen im Gegensatz zu Anstaltskirchen zu reden, konstruierten sie einen prinzipiellen Gegensatz zwischen Sekten und Kirchen. „Gute Kirchen“ registrierten die meisten Deutschen, so ist zu vermuten, im Gegensatz zu „gefährlichen Sekten“, mit denen sie nichts zu tun haben wollten.

Die Baptisten hatten, und das ist mein letzter Punkt, noch mit besonderen Vorurteilen zu kämpfen. Sie hatten zu kämpfen mit der Erinnerung an die Verteufelung der Täufer, die schon zu Luthers Lebzeiten begonnen hatte und die von Luther selbst kräftig geschürt worden war. Besonders negativ wurde schon von den Zeitgenossen, dann aber auch in den folgenden Jahrhunderten, die Herrschaft der Täufer in der Stadt Münster in den Jahren 1534/35 beurteilt. Polygamie hätten diese Täufer propagiert, das Privateigentum hätten sie missachtet, viele andere schlimme Dinge hätten sie gemacht. Selbst die Berichte, die von den Historikern des 19. Jahrhunderts über das Täuferreich in Münster geschrieben wurden, sind noch voll von diesen Vorurteilen. Dass die baptistischen Gruppen, die in Deutschland im 19. Jahrhundert aktiv wurden, sich nicht auf die Täufer des 16. Jahrhunderts zurückführten, sondern auf die englischen baptistischen Gemeinden des 17. Jahrhunderts, wurde dabei nicht eigentlich zur Kenntnis genommen. Erwachsenentaufe sei grundfalsch, mit dieser simplen Formel lassen sich die Ressentiments der breiteren deutschen Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts resümieren.

Wir haben somit, wenn ich diese Überlegungen zusammenfasse und auswerte, ein einigermaßen groteskes Bild vor uns. Auf der einen Seite sehen wir im Deutschland des 19. Jahrhunderts neben dem Katholizismus die protestantische Mehrheitsgesellschaft – einen vielgestaltigen Körper, der schon von der Schwindsucht befallen ist, von zurückgehendem Kirchgang, von seltsamen Sonderlehren wie dem Okkultismus oder später dem Rassistismus, einen Körper jedoch, der in seinen Teilen von den staatlichen Autoritäten auch gegen den konkurrierenden Katholizismus so sehr gestützt wird, dass die meisten seiner Vertreter glaubten, dieser Körper sei gesund. Auf der anderen Seite erkennen wir die freikirchlich gesinnten Minderheiten – Minderheiten methodistischer und baptistischer und später auch adventistischer Provenienz –, die im besten Falle lokal toleriert, aber nicht eigentlich respektiert wurden, zwar von einem übernationalen Verbund ge-

tragen, aber angesichts der vielen Widerstände in Deutschland doch nicht stark genug, um selbstbewusst agieren und ihr Potential entfalten zu können.

Welche Chancen alle Christen in Deutschland gehabt hätten, wenn sie schon im 19. Jahrhundert die freikirchliche Variante der Organisation christlicher Gemeinschaft stärker unterstützt und gerade auch gegen die Interessen des Staates nachdrücklicher verfolgt hätten, lässt sich im Rückblick schwer sagen. Ich bin aber überzeugt, dass die weitere Geschichte, wenn sie das getan hätten, ganz anders verlaufen wäre. Statt sich in nationaler Isolation und nationalistischer Enge zu verstricken, statt tradierte Vorurteile zu wiederholen, hätte ihnen gemeinsam mit ihren christlichen Geschwistern in Ländern wie Großbritannien, den Niederlanden, der Schweiz und den Vereinigten Staaten der Weg in die ökumenische Weite einer umfassenden christlichen Solidarität, die auch den Bereich der Politik umfasste, offen gestanden. Es ist eine tragische Geschichte, dass die erste Versammlung ökumenisch eingestellter Christen auf deutschem Boden, an der auch viele Vertreter von Freikirchen teilnahmen, just Anfang August 1914 in Konstanz stattfand, zu einem Zeitpunkt, als die Mobilmachung begonnen hatte und die Geistlichen die Waffen segneten. Als einige Christen sich nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs auf diesen Weg begaben und sich entschieden für den Weltbund für Freundschaftsarbeit in den Kirchen einsetzten, war es für eine Umkehr schon zu spät, da binnen kurzer Zeit die nächste Katastrophe hereinbrach.

Und heute? In einer Situation der progressiven Säkularisierung ist die Botschaft der Freikirchen wichtiger denn je zuvor. So vertraue ich darauf, dass für uns und unsere Kinder und Enkel doch noch eine Chance besteht – die Chance, in einer offenen, konstruktiven ökumenischen Gemeinschaft den Frieden zu bewahren und die bedrohte Natur zu retten. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und Ihrer Gemeinde für die Zukunft von Herzen alles Gute.